

«Ich sage immer: 'Die Wüste lebt'»

Die Festivalsaison ist auch in Graubünden in vollem Gang. Der Kabarettist und frühere Kulturbeauftragte Flurin Caviezel staunt über die Fülle, sieht neben Spannendem aber auch viel Massenware ohne kulturellen Mehrwert.

Mit Flurin Caviezel sprach Olivier Berger

Herr Caviezel, wie verbringt ein freischaffender Künstler eigentlich den Sommer?

Flurin Caviezel: Ganz normal, wie die meisten anderen Leute auch. Ab nächster Woche habe ich Ferien, da habe ich für drei Wochen keine Termine angenommen. Da heisst es auftanken. Wir gehen an einen Ort, wo uns niemand kennt, und widmen uns Liegestuhl und Büchern.

Und das mitten in der kulturell besten Saison?

Für mich ist der Sommer nicht die beste Jahreszeit. Was ich mache, ist eher im Frühling, Herbst und Winter gefragt. In letzter Zeit hatte ich eigentlich vor allem Spezialauftritte wie zum Beispiel an der 50-Jahr-Feier der politischen Wissenschaften der Universität Bern. Und ich hatte Sitzungen für Dinge, die dann später auf mich zukommen.

Haben Sie denn wenigstens einmal bei der «Konkurrenz» vorbeigeschaut, was die so macht?

Ehrlich gesagt, nein, das habe ich noch nicht.

«Kultur gehört heute zum Grundangebot»

Gelegenheit gäbe es ja genug. Wenn man sich den Veranstaltungskalender anschaut, dann wimmelt es von Festivals aller Sparten – von der Oper über Freejazz bis hin zur Volksmusik. Behält man da noch den Überblick?

Stimmt. Und dazu kommen dann noch all die OpenAirs. Ich weiss nicht, wie es anderen geht, aber ich habe den Überblick längst verloren.

In den vergangenen zehn Jahren und besonders in jüngster Vergangenheit ist die Fülle an kulturellen Sommerveranstaltungen im Kanton explodiert.

Ich habe auch das Gefühl, es gibt immer mehr Anlässe. Aber vielleicht stimmt das auch nicht. Möglicherweise gab es die Dinge schon immer, aber man erfährt heute eher davon. Ich habe den Eindruck, es wird immer massiver für Kulturveranstaltungen geworben; das ganze Marketing ist in den letzten Jahren aggressiver geworden.

Flurin Caviezel ...

... wurde 1956 geboren; er wuchs im Unterengadin, im Bergell und in Chur auf. Von 1987 bis 1997 war er Musiklehrer an der Bündner Kantonsschule in Chur. Daneben trat er als Musiker und Kabarettist unter anderem mit den Fränzlis da Tschlin und dem Cabaret Dreidee auf. Von 1998 bis 2003 war Caviezel kantonaler Kulturbeauftragter sowie erster Leiter des neu geschaffenen Amtes für Kultur. 2003 hängte er den Beamtenberuf an den Nagel und arbeitet seither als freischaffender Künstler. Derzeit ist er unter anderem mit seinem dritten Soloprogramm «Zmizt im Läba» unterwegs. Seine Ehefrau Doris Caviezel-Hidber ist Stadträtin in Chur. (obe)

Früher hiess es immer, in Graubünden laufe kulturell nichts ...

... hat es das wirklich geheissen? Dieses Gefühl hatte ich eigentlich nie. Ah, doch, als Jugendlicher. Da fand ich, am Sonntag laufe zu wenig. Aber das ist natürlich inzwischen auch schon 40 Jahre her (lacht).

Heute jedenfalls kann keine Rede mehr davon sein, dass sich in Graubündens Kulturwelt nichts tut – nicht einmal am Sonntag. Woran liegt es, dass die Anlässe wie Pilze aus dem Boden schiessen?

Wenn ich das wüsste! Manches Neue kommt vom Tourismus her, ist also von Ferienorten und Tourismusvermarktern quasi erfunden worden. Anderes entstammt wirklich einem inneren Bedürfnis, etwas zu machen und das auch zu zeigen. Das ist immer eine Gratwanderung. Wer wirklich Kunst macht, tut das aus einem inneren Bedürfnis, einem Zwang. Und nicht, um neue Gäste nach Graubünden zu locken.

Es fällt tatsächlich auf, dass viele der neuen Festivals touristisch ausgerichtet sind. Das ist doch nicht schlecht.

Natürlich ist es nicht immer schlecht. Es gibt ja auch eine grosse Bandbreite an Anlässen; manche sind kulturell wertvoll, andere weniger. Es ist auch die Frage, was sich als Festival bezeichnet. In Klosters beispielsweise finden im Sommer über eine längere Zeit zahlreiche Konzerte statt – das nennt sich Klosterser Sommerkonzerte, könnte sich aber auch Festival nennen. Über viele Anlässe weiss ich aber zu wenig, um sie beurteilen zu können.

Gehört Kultur heute zur touristischen Grundausstattung? Wer etwas auf sich hält, hat ein Wellnessbad und ein Jazzfestival?

Das kann man schon so sagen. Ich denke, neben Sport und Erholung gehört auch die Kultur heute zum Grundangebot.

Sie waren der erste Leiter des kantonalen Amtes für Kultur. Seit Sie am Ruder waren, boomt die Szene. Also ist die heutige Vielfalt auch Ihr Verdienst?

Das glaube ich nicht unbedingt. Die Mittel für viele der neuen Anlässe kommen ja nicht vom Kanton, sondern aus dem Tourismus oder von Sponsoren. Es kann auch nicht Aufgabe des Kantons sein, neue Festivals zu initiieren, wo die Künstler für einen Tag anreisen und am nächsten weiterziehen – und das Publikum macht es gleich. Als ich noch Leiter des Amtes für Kultur war, kamen oft Veranstalter zu mir und wollten Fördergelder. Die haben argumentiert, sie würden doch die Hotels füllen.

Was haben Sie ihnen geantwortet?

Ich habe gesagt: «Dass sie die Hotels füllen, ist hochehrföhrlich. Aber es ist nicht die Sache des Amtes für Kultur. Da müssen Sie sich an die Tourismusförderung wenden.»

Das tönt jetzt sehr nach einer Förderung, die nur dem Elitären, Publikumsfeindlichen zugewandt ist.

Das natürlich nicht. Wenn das, was jemand hier in Graubünden kreiert, auch vielen Leuten gefällt, dann ist das schön. Aber es darf nicht der umgekehrte Ansatz Überhand nehmen. Wenn die Kinder im Engadin Chalandamarz feiern und es reisen Gäste an, um das zu sehen, dann ist das ein Stück Bündner Kultur, das gefällt. Aber wir dürfen aus diesem Grund jetzt nicht jeden Monat einmal Chalandamarz veranstalten.

Für Graubünden soll nicht mit Kultur geworben werden?

Das sollte es auf jeden Fall. Derzeit versucht sich Graubünden ja gerade als der Bike-Kanton der Schweiz zu positionieren. Das ist ja auch ganz in Ordnung. Man könnte aber auch sagen: Graubünden ist der Musikanton der Schweiz. Immerhin haben wir

diesen Ruf, dass bei uns jeder singen kann.

Ein Vorurteil?

Eigentlich nicht. Wenn man sich die Zahl der Chöre und Musikvereine ansieht, dann ist das schon ausserordentlich. Oder nehmen Sie das Beispiel von «Opera Viva» in Obersaxen. Da zieht praktisch eine ganze Taltschaft am gleichen Strick, stellt so etwas auf die Beine und lässt monumentalVerdi erklingen. Natürlich lässt sich das Resultat dann nicht mit einer Produktion vergleichen, für die Profis aus aller Welt eingeflogen werden. Aber dass ein Tal gemeinsam etwas Grosses realisiert, das ist typisch Graubünden, und es passiert vor allem im Musikbereich.

«Wir haben den Ruf, dass jeder singen kann»

Die Fülle ist das eine. Aber es fehlt der ganz grosse Wurf, wie ihn das Tessin mit dem Filmfestival Locarno oder Solothurn mit den Literaturtagen haben.

Das hat etwas. Ich beneide Uri ein wenig um das Festival «Alpenlänge» in Aldorf. Da ist vor rund zehn Jahren etwas entstanden, was sehr in der Region verwurzelt ist, längst aber auch viele auswärtige Kulturinteressierte anzieht.

Wieso schafft man es in Graubünden nicht, so etwas auf die Beine zu stellen?

In der Kultur basiert vieles auf der Eigeninitiative weniger Personen. Das ist in Graubünden nicht anders, hinter den meisten Festivals stehen Einzelpersonen, die den Karren ziehen. Übrigens braucht sich Graubünden gar nicht zu verstecken. Die Schlossoper Haldenstein zum Beispiel wurde von wenigen Personen gegründet, die einfach in diesem schönen Schlosshof Oper spielen wollten. Heute interessiert das vor allem im Kanton sehr stark, es lockt aber auch Auswärtige an. Solche Anlässe gibt es einige.

Die Südostschweiz Medien haben am Donnerstag einen neuen Kunstpreis ins Leben gerufen. Was bringt das?

Solche Preise nützen immer etwas. Zum einen sorgen sie für Publizität, es wird über den Preisträger berichtet, man nimmt ihn wahr. Dann macht es sich im Palmarès natürlich gut, wenn man 2012 den Kunstpreis der Südostschweiz Medien gewonnen hat. Und man darf das Geld nicht vergessen. Mit 20 000 Franken kann sich ein Künstler über eine relativ lange Zeit ganz seiner Arbeit widmen. Das ist nicht zu unterschätzen.

Bei der Vergabe von Preisen und Stipendien hat man allerdings ab und zu das Gefühl, es seien immer die Gleichen, die da zum Handkuss kämen. Kreiselt die Kulturszene um sich selber?

Die zuständigen Gremien sind immer auf der Suche nach möglichen Preisträgern. Nun vermarktet sich einer sehr aggressiv, ein anderer weniger und ein Dritter gar nicht. Das macht es nicht einfacher. Wichtig ist einfach, dass niemand einen Preis erhält, der ihn nicht verdient. Umgekehrt kann es aber sehr lange dauern, bis jemand ausgezeichnet wird, der das schon lange verdient hätte. Joachim Rittmeyer, einer der Grossen des Schweizer Kabarett, ist erst vor zwei Jahren an der Kleinkunstbörse in Thun geehrt worden.

Sie selber machen auch Kabarett, eine Kunstsparte, die seit Jahren boomt. Wieso verkaufen sich Kabarett und Comedy so gut? Ist das Leben zu wenig lustig geworden?

Das ist nicht ausgeschlossen. In Krisenzeiten hat das Kabarett immer geblüht. Ich denke, dass die Menschen heute ein grosses Bedürfnis nach Distanz und Lachen haben. Ich denke aber, gerade im Comedybereich ist man inzwischen über der Grenze – wenn alles ausgereizt ist, dann ist keine Steigerung mehr möglich. Was vielleicht dazu führt, dass auch leisere Töne wieder gehört werden.

Und Sie demnächst auch in Fussballstadien auftreten wie der deutsche Comedian Mario Barth?

Das könnte sein. Das

würde allerdings vor leeren Rängen stattfinden (lacht). Mario Barth ist ein Phänomen, aber ein verständliches. Da werden Erwartungen und Klischees erfüllt, das zieht immer.

«Mario Barth ist ein Phänomen»

Umgekehrt werden die Erwartungen des TV-Comedy-Publikums wohl enttäuscht, wenn dieses eine Ihrer Vorstellungen besucht.

Das ist nicht so ein Problem. Ich ziehe ein anderes Publikum an, das hat diese Erwartungen schon gar nicht.

Sie waren kantonaler Kulturbeauftragter, Ihre Ehefrau Doris Caviezel-Hidber ist Churer Stadträtin und Vorsteherin des Kulturamts. Fragt sie Sie ab und zu nach Rat?

Nein, das macht sie nie. Natürlich diskutieren wir hie und da über dies und das. Mehr aber nicht.

Wolfram Frank, Gründer und Leiter der Künstlergruppe In Situ, sieht die Bündner Kultur am Ende.

Zu jenen, die im Zusammenhang mit der Bündner Kultur von einer Wüste sprechen, sage ich immer: «Die Wüste lebt.»

Sie könnte aber noch mehr blühen. Was braucht es dazu?

Es geht nur in einem Miteinander, indem man sich austauscht und auch einmal etwas annehmen kann, was nicht nur positiv ist. Und indem wir uns freuen, wenn ein anderer Erfolg hat. Aber da spielt dann immer der zweitälteste Bündner mit. Der älteste ist der Föhn, der zweitälteste der Neid.

